

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Befreiten [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

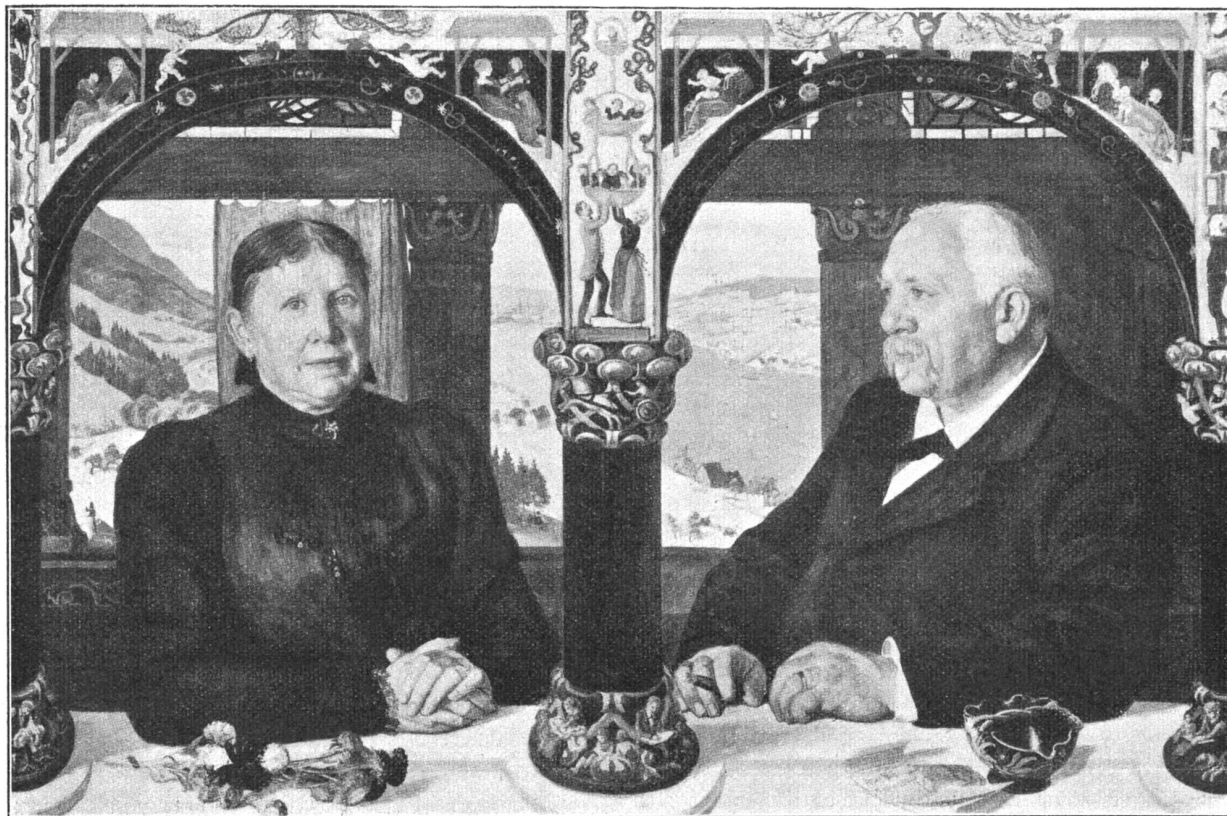
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Meine Eltern.

Nach dem Gemälde von Albert Weitzel, Zürich-München, im Künstlergütli zu Zürich als Depositum des Bundes.

Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).



„Mila, weiß er's?“

Ein tiefer Atemzug — Mila hob die Arme und legte lieblosend die Hände auf die Schultern der kleinen Frau.

„Nein, Mutting, Don weiß noch nichts. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“

„Das sagst du so ruhig?“

„Mutting, ich hab' viel, viel Schlimmeres heut erlebt.“

Mama Horn erschrak.

„Schlimmeres? Ist Nennchen krank? Aber, nein, dann wärst du ja noch nicht hier.“

„Nein,“ erwiderte Mila ernst, „dann wäre ich noch nicht hier.“

Und sie erinnerten sich beide jener Nacht, da Mila nicht nach Hause gekommen war, vor zwei Jahren, als Nennchen so schreckliche Zahnsieger hatte und in Krämpfen lag. Damals war Don zufällig zum Dienst mit der Waffe eingezogen; aber sie wäre auch dann in Mariendorf geblieben, wenn er zu Hause gewesen wäre.

„Was war denn?“

Aber ehe Mila antworten konnte, schrillte draußen die Glocke, und gleich darauf trat Donald ein.

Die Mutter wollte ihn mit einer Frage nach seinem langen Ausbleiben empfangen; aber er kam ihr zuvor.

„Ich höre, es ist schon jemand da. Geht nur zu Tisch; ich habe gefrühstückt.“

Mit diesen Worten wollte er an ihnen vorbei.

Aber die Mutter war flinker als er. Sie stand schon vor der Tapetentür.

„Nein, Don, das geht nicht. Erst mußt du ordentlich zu Mittag essen.“

„Ich kann nicht, Mutting,“ erwiderte er mit einer ungeduldigen Gebärde, und vor seinem gespannten Gesicht mit den weltfremden Augen wich sie unwillkürlich zur Seite.

Die Tür schloß sich hinter ihm.

Mila hatte ihm einen Augenblick betroffen nachgesehen; jetzt ließ sie sich vor dem Schreibtisch nieder und schaute gedankenvoll vor sich hin.

Mama Horn stand noch immer fassungslos neben der Tapetentür.

Da klinkte Stine mit dem blanken Ellbogen die Zimmertür auf und brachte das Fleischgericht und die Kartoffeln auf dem Tablett herein.

„Ach Gotte doch, nu' essen Sie keine Suppe nich!“ platzte sie verblüfft heraus, als sie die Schüssel noch unaufgedeckt, die Teller unbenutzt und die Stühle leer sah.

Sprach's und blieb mit dem Tablett in den roten Händen unbeweglich stehen. Ihre Blicke gingen anklagend von Mila zur Mutter. Aber die sahen ihre Verzweiflung gar nicht.

Erst als draußen die Klingel wieder schrillte, kam Leben in Stinens Gestalt. Sie stellte das Tablett mit einem derben Knack auf die Anrichte und stob hinaus, dem Patienten die Tür zu öffnen.

Nun erhob sich auch Mila und ging auf die Mutter zu.

„Mach dir keine Gedanken, komm zu Tisch!“

Mit einem Seufzer ließ die Mutter sich Gewalt antun und auf ihren Stuhl nötigen. Aber schon nach dem zweiten Löffel voll stand sie auf.

„Nein, so geht das nicht, Mila. Ich weiß, was uns noch alles bevorsteht, und da geht das einfach nicht. Wenn wir wegen nichts oder wegen Dingen, die unausgesprochen zwischen uns wie Mauern dastehen, so aus dem Geleis kommen, dann wird die Aufklärung nachher doppelt schwer. Wir müssen uns recht aneinanderhalten, so ein bißchen Verstimmung ist oft die Ursache großer Kämpfe. Und Ordnung muß sein, Tischordnung zuerst, das hat mein Mann immer verlangt, das reguliert nicht nur den Magen, sondern auch das Leben.“

„Wo willst du hin?“

„Ich geh' ihn holen. Zwischen zwei Konsultationen hat er Zeit, muß er Zeit haben. Nein, sprich mir nicht dagegen; ich weiß schon, du meinst, die Pflicht käme zuerst. Ja, wenn was Großes auf dem Spiel steht; aber das ist's auch gar nicht, was ihn ums Essen bringt, es war 'was anderes.“

Mila ließ sie gewähren.

Eine Weile mußte Mama Horn an der Tür warten; dann hörte sie, wie Donald einen Patienten verabschiedete und trat rasch ein. Er saß schon wieder über sein Journal gebeugt und machte die letzten Eintragungen.

„Wer . . . Du, Mutter?“

Sie legte die Hand auf seine Schulter und erwiderte sanft: „Ja, mein Junge, ich! Komm, is' schnell einen Löffel Suppe und sag' uns in zwei Worten Bescheid!“

„Bescheid?“

Er lehnte sich in den Sessel zurück. Die Feder hielt er noch in der Hand, ein weicher Ausdruck glättete sein Gesicht.

„Ja, Don, du hast deine Sonntagsaugen, da willst du mir auch 'was sagen.“

Ein Lächeln flog über seine Züge, um sofort einem tiefen Ernst Platz zu machen, der seine Augenbrauen schürzte und seine Wangen straffte.

Mechanisch legte er die Feder hin; sie rollte über die Platte und fand dann am Notizblock Halt.

Die Augen der Frau hatten das rollende Rohr verfolgt, und jetzt zuckte sie zusammen, so stark, daß Donald den Schlag in ihrer Hand empfand.

Enkeplatz! Der Name war plötzlich aus der Tiefe ihres Bewußtseins erwacht, als die Feder den Block streifte, in dem sie die Adresse gelesen hatte. Und diesmal sah sie klar, erkannte sie die Bedeutung des Wortes und brachte sie mit blitzschnell wirkender Gedächtniskraft alle Erinnerungen zusammen, die sie vor einer halben Stunde im Stich gelassen hatten.

„Don, du trägst immer noch die Frau da mit dir herum.“

Ihr Finger wies auf den Notizblock.

Im ersten Augenblick verstand Donald sie gar nicht; dann stand er schroff auf und trat von der Mutter weg, indem er das Bücherregal anstarrte, ohne einen Titel lesen zu können.

„Don,“ bat sie noch einmal, „ich kenn' dich doch; du bist ja von Glas in solchen Sachen. In großen wenigstens.“

Da drehte er sich langsam um.

„Ja, Mutter, mehr als je.“

„Um Gotteswillen Don, was soll denn daraus werden?“

„Werden?“ wiederholte er zerstreut, schüttelte dann den Kopf, als wollte er die Gedanken abwehren.

„Du hast jetzt deinen Willen. Nun komm!“

Er ging auf die Tür zu. Aber diesmal hielt sie ihn zurück.

„Nein, nicht so. Er ist doch dein Patient und . . .“

„Du kennst sie nicht, Mutter, und, ich glaube, auch mich nicht, obgleich ich, wie du sagst, von Glas bin. Es gibt Dinge, die man auch im Durchsichtigsten nicht sieht.“

Er hatte sie unterbrochen und rasch, entschieden gesprochen. Er war vollständig mit sich einig, merkwürdigerweise gerade während der letzten Minuten erst zur Klarheit gekommen. Sein Patient, ja, der war Gunter und sein Leben in seiner Hand. Aber das war kein Pfand; jener begehrte ja gar nicht zu leben, und Eva hatte ihrem Mann eine Wohlthat verweigert, als sie sich auf die Seite des Arztes stellte und diesen um Hilfe bat im Kampf gegen Gunters Wahnideen.

Er wußte nun, was er zu tun hatte.

„Don, versprich mir . . .“

„Was denn?“ fragte er mit starker Betonung und sah sie fest, beinahe herausfordernd an.

Da errötete sie wie ein Mädchen.

„Nichts; du weißt ja schon, was ich meine.“

Er zuckte die Achseln, warf den Kopf zurück und atmete tief.

„Also zehn Minuten, mehr nicht. Es sind noch Leute im Wartezimmer, und der Nachmittag ist kurz.“

Schweigend ging sie voran.

Im Berlinerzimmer war nicht einmal ein Widerschein der blassen Frühlingssonne zu Gast gekommen, es bewahrte auch heute sein unfreundliches Aussehen. Nur einen Augenblick, als sich die Tapetentür öffnete, fiel ein heller Schein hinein, flog über den Tisch und huschte über Milas Antlitz.

„Ah, guten Tag, Mila! Wo hast du deinen Cavalier gelassen?“ fragte Donald. Er bemühte sich unbefangen zu erscheinen.

Die Mutter blickte unruhig auf.

„Wentgraf?“ erwiderte das Mädchen mit einer Stimme, deren Sicherheit sie selbst in Verwunderung setzte. „Wir gingen noch ein paar Schritte durch den Tiergarten, dann sagte er Adieu.“

„Habt ihr ihn getroffen? Das ist nett. Denkt euch nur, er will heiraten!“ rief Frau Horn lebhaft.

Da fiel Donald heiter ein:

„Heiraten! Wetter ja, er ist doch ein stiller Verehrer von dir, Mila! Und die Tiergartenpromenade! Na, das wäre nicht übel!“

„Don, ich bitt' dich,“ flüsterte die Mutter erschreckt. Sein Scherz war ihr kalt übers Herz gefahren.

Mila sah blaß in ihren Teller. Jetzt blickte sie auf.

„Wentgraf ist ein lieber Mensch.“

„Nun, so sag 'mal nur ja, wenn er fragt, hörst du!“ entgegnete Donald warmfühlend.

Mila schwieg. Die Mutter aber begann mit krampfhafter, ungewohnter Lebhaftigkeit tausend Dinge zu erzählen und erfüllte den Tisch mit ihren Erzählungen. Und sie war froh, als sie bemerkte, daß die beiden sie gewähren ließen und stumm die Mahlzeit beendeten. Die Schüsseln blieben fast unberührt, und als Donald nach einigen Minuten schon aufstand und ins Konsultationszimmer zurückging, redete ihm niemand zu, noch zu bleiben.

Ein undeutliches Gemurmel, zuweilen von einem Husten unterbrochen, tönte durch die Tapete. Stine räumte die Speisen hinaus; dann saßen die beiden Frauen allein. Sie schwiegen.

Endlich stand Mila auf und ging in das Arbeitszimmerchen nebenan, wo sie tagsüber saßen. Nach einer Weile folgte ihr die Mutter.

Mila hatte ein Blatt Papier vor sich liegen und rechnete.

Frau Horn sah ihr über die Schulter.

„Was machst du da, Kind?“

„Ich muß noch einiges anschaffen, und da will ich mir rasch einen Ueberschlag machen. Ans Kapital darf ich doch nicht rühren.“

Der alten Frau wurden die Augen feucht, als sie das Mädchen so ruhig sprechen hörte.

„Und was ist mit Wentgraf, Mila?“ fragte sie scheu.

Die Antwort kam nicht sogleich; Mila malte noch ein paar Zahlen aufs Papier, dann hob sie den Kopf und sagte mit einem resignierten Lächeln:

„Ja, denk' dir, nun hätt' ich wirklich heiraten können!“

Wirklich heiraten! Es lag so viel in den zwei Worten ausgesprochen, und die alte Frau fühlte den ganzen Schmerz, die zerstörten Hoffnungen, die Selbstvorwürfe, die Tapferkeit, die Demut und auch den Stolz heraus, alles, was in dem Ton zusammenfloß, mit dem Mila gesprochen hatte.

„Hat es dir arg leid getan um ihn?“

„Ja, er hat mir leid getan.“

Die alte Frau glaubte sie trösten zu müssen.

„Er nimmt es wohl nicht zu schwer, er ist nicht so schwerblütig. Und du hast ja andern Trost.“

„Trost?“ Mila sah erstaunt auf. „Meinst du, das sei nur mein Trost? Ach nein, Tante Fränzchen, ich habe schon lange keinen Trost mehr nötig. Das Kind hat für mich ganz was anderes zu bedeuten. Philipp Wentgraf ist ein lieber Mensch, und er tut mir leid; aber wenn du meinst, ich hätte ihn lieb, so recht lieb, dann irrst du dich. Ich glaube, nein, ich bin's gewiß, ich kann gar niemand mehr so recht lieb haben. Dafür hab' ich ja mein Kind!“

„Mila,“ sprach Frau Horn zärtlich und strich ihr über das Haar, „bald glaub' ich, es hat so sein müssen damals, damit du so hast werden können.“

Darauf erwiderte Mila nichts mehr. Sie vertiefte sich wieder in ihre Berechnungen. Mama Horn aber richtete keine Fragen mehr an sie. Es genügte ihr zu wissen, daß Wentgraf seine Werbung angebracht hatte. Sie war zartfühlend genug, nach dem Verlauf dieser Aussprache nicht weiter zu forschen. Mila und sie verstanden sich ohne das.

Nach der Sprechstunde kam Donald herüber und bat die Mutter um Auskunft, ob sie Wentgraf etwa zum Abendtisch gebeten habe. Sie verneinte und konnte dabei eine gewisse Befangenheit nicht verbergen. Er gewahrte das und fragte, was das bedeute. Da zuckte sie die Achseln und erwiderte:

„Ich wußte doch nicht, ob du frei bist heute abend. Wie konnte ich ihn da einladen?“ Das war richtig. Donald mußte es zugeben. Er ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab; dann faßte er den Entschluß,

Philipp eine Rohrpostkarte zu schreiben. Aber er wußte ja nicht einmal seine Adresse und sagte unmutig:

„Er hat doch seine Wohnung nicht ein Jahr lang behalten! Nun find' ihn der Kuckuck!“

Mila schaute auf. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß Wentgraf und sie sich fortan meiden mußten; sie wußte die Adresse und gab sie an.

„Danke, Milchen, ich habe ihm Wichtiges zu sagen.“

Er ging in sein Zimmer, schrieb die Karte und steckte sie in den Ueberrock, um sie im Vorbeigehen selbst zur Post zu bringen. Dann aber besann er sich und änderte noch an der Aufschrift. Was er mit Wentgraf zu besprechen hatte, paßte eigentlich nicht zu einem Abendbrot am Familientisch, und sich mit dem Freund einschließen, das ging doch auch nicht an. Also ein Rendezvous und bei Dressel, da war Philipp in einem ihm lieben Milieu und zu so früher Stunde auch kaum eine Störung zu befürchten.

Als Donald Adieu sagte, erklärte er der Mutter, daß sie sich an einem dritten Ort treffen wollten.

„Und warum nicht hier?“ fragte sie und blickte schein-

zu Mila hinüber. Wenn Wentgraf nun von seiner mißglückten Werbung sprach! Hier, zu Hause, konnte er nicht davon sprechen; aber freilich, ein Zusammensein mit Mila war für ihn heute auch peinlich, wenn nicht gar schmerzlich. Besser, sie trafen sich im Restaurant; aber mit weiblicher List versuchte sie einer Berührung des unglücklichen Themas noch vorzubeugen, indem sie sagte:

„Weißt du, Don, das, was ich von Wentgrafs Heiratsplänen gesagt habe, war eigentlich eine Indiskretion. Sprich nicht darüber mit ihm! Er ist ein bißchen nervös.“

„Davon hab' ich eigentlich nichts bemerkt. Im Gegenteil, er sieht recht ausgeruht und nervenstark aus,“ entgegnete Donald.

Und mit einer Abschiedsbewegung sich an Mila wendend, schloß er:

„Nicht wahr, das findest du doch auch?“

„Gewiß, er sieht sehr gut aus,“ erwiderte sie ruhig.

„Na also, wenn ihn der Tiergarten Spaziergang nicht nervös gemacht hat, so wird er wohl heute abend noch der alte sein,“ scherzte er und ging.

„Was hat er nur?“ fragte die Mutter, als seine Schritte verhallt waren. „Ich fühl's, er ist nicht wie sonst, stärker noch als in den letzten Monaten.“

„Wie meinst du das?“

Einen Augenblick kämpfte die Frau mit sich; aber dann entschloß sie sich zu reden, und nun erzählte sie, was sie wußte. Es war wenig genug; aber viel mehr noch tat ihre Phantasie hinzu, ihr feinfühliges Mitempfinden, ihr Ahnungsvermögen, das im Mitleben und -weben mit dem einzigen Sohn, der ihr von dreien geblieben war, sich zu fast übernatürlicher Schärfe entwickelt hatte.

„Kennst du sie denn?“ fragte Mila.

„Ich habe sie nie gesehen.“

„Ach so,“ versetzte das Mädchen, „ich vergaß.“

Sie unterhielten ja seit vier, fünf Jahren gar keinen Verkehr mehr. Als Frau Horn Mila aufnahm, da hatte sie jede Verbindung mit der Gesellschaft abgebrochen. Nicht um ihrer selbst willen, auch nicht, weil sie das Mädchen als Deklassierte behandeln zu müssen glaubte, sondern nur, um ihm Kämpfe zu ersparen, Demütigungen und Schmerzen. Und Mila hatte der Tante nichts mehr gedankt als diesen stillen Verzicht, der der Mutter Donalds nicht so leicht gefallen war; denn sie schied



Abendstimmung im Limmatthal.

Nach einer photographischen Studie von Anton Krenn, Zürich.

damit auch aus Kreisen, in denen Don sich bewegte. Und sie hatte ihn ja ohnedies schon wenig genug.

„Nein, gesehen hab' ich sie nie,“ wiederholte sie, ließ die Nähnarbeit sinken und sah still vor sich hin. „Ich weiß nur, daß sie die Frau eines andern ist. Der ist krank, eine Krankheit, die einen siechen, langsam absterbenden Mann aus ihm gemacht hat. Don kennt sie wahrscheinlich schon lange. Ich erinnere mich an Einladungen, vor drei Jahren schon; was jetzt ist, weiß ich nicht. Aber er liebt sie, ich fühl's, wie er sie liebt. So was fühlt man schnell; wenn man die Mutter ist. Wie er noch Student war, Gott, da wußt' ich's jedesmal, wenn er wieder mit dem Herzen durchbrannte. Aber er kam immer wieder. Diesmal ist es Ernst, so geht's nur einmal im Leben. Ich hab' ihn nicht mehr allein, meinen Don.“

Mila hatte der leisen zärtlichen Stimme wie im Traum zugehört. Es sprach ein großer Schmerz daraus; aber nichts Wehleidiges, ein geduldiges Anerkennen dessen, was stärker war als alles Vergangene und Altgewordene.

Jetzt rückte sich die kleine Frau zurecht aus ihrer müden Haltung.

„Aber, wenn's auch kein Aufhören mehr gibt, wenn er sie so liebt, daß er ohne sie unglücklich, mit ihr glücklich wird, eins darf er mir doch nicht: schlecht werden.“

Mila zuckte zusammen. Eine helle Röte zog über ihr Gesicht. Da stand Frau-Horn auf und trat zu ihr.

„Ich hab' dich nicht treffen wollen. Das war ganz was anderes. Du bist ein Ding gewesen, das sich nicht selbst hat helfen können. Er war stärker als du, wie du damals warst. Aber Don ist ein Mann, und wo sein Herz aufhört, da muß seine Vernunft anfangen, und so was, wo ein Dritter dazwischensteht, liegt so gar, das tut mein Don nicht.“

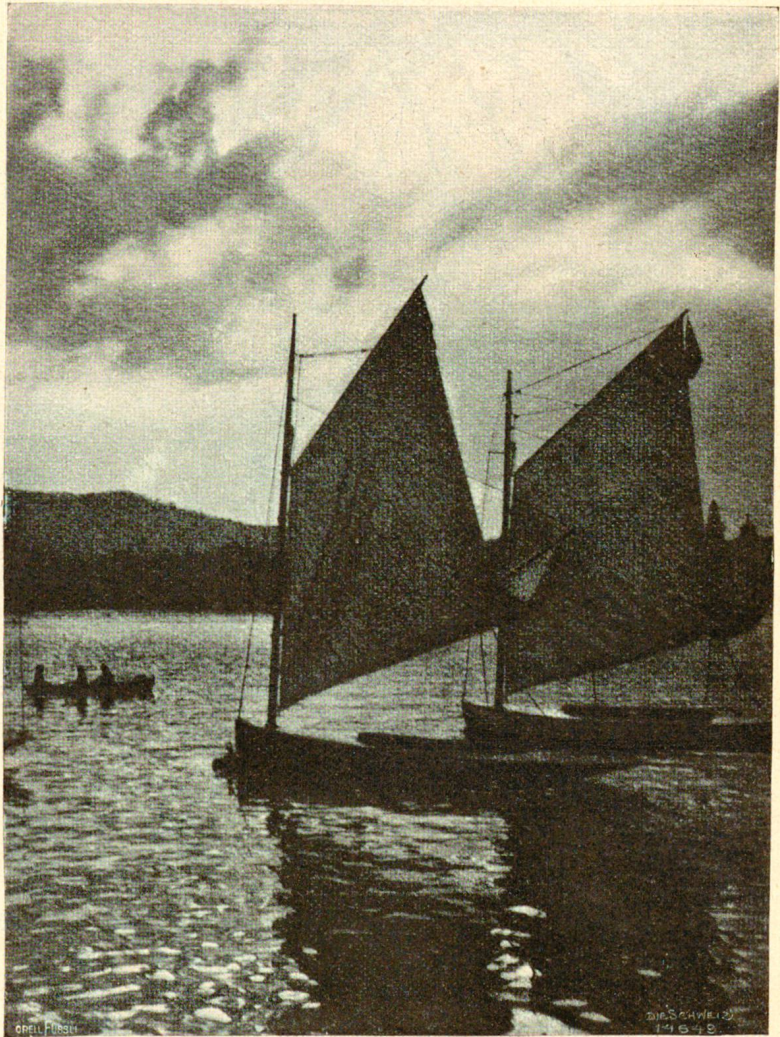
„Vernunft, Mutting, ja wenn ich die gehabt hätte!“ sprach Mila leise. „Heute hab' ich sie für zwei.“

„Ja, da sagst du recht, Mila, für zwei. Du gehörst zu deinem Kind, und ich weiß jetzt auch, was ich zu tun habe.“

„Was hast du vor?“

„Ich will sie sehen. Er spricht von ihr wie von einer Heiligen. Aber das tun sie alle, wenn . . .“

Sie brach ab. Vergebens suchte Mila von ihr zu erfahren, was sie vorhabe.



Seestudie. Nach einer Kunstphotographie von Anton Arenn, Zürich.

„Nein, nein, laß mich nur! Ich weiß nur, daß ich muß. Das Wie findet sich über Nacht.“

Es wurde dunkel im Zimmer, das Geräusch der Straße schwoll stärker und stärker an. Gelbe Lichter hüpfen über die Möbel, der Reflex der gegenüberliegenden grell erleuchteten Fenster.

Da ertönte die Flurglocke. Sie schrakten beide auf; denn mit der einbrechenden Dämmerung hatten sie müßig gefesselt und sich eingesponnen. Als Stine mit der Lampe erschien, einen Brief im Laß der Schürze, sagte die Mutter:

„Sieh du nach, wer es ist, Mila! Mir flimmert alles vor den Augen.“

Sie blinzelte in das helle Licht.

„Kohrpust, an dich!“ Mila hatte den Brief geöffnet, las die Unterschrift und fuhr fort: „Von Wentgraf.“ Dabei errötete sie.

„Les nur! Was schreibt er denn?“

Und Mila las:

„Berehrte Mama Horn! Soeben erhalte ich eine



Frühlingssonne. Nach Zeichnung von Robert Hardmeyer, Küssnacht bei Zürich.

Karte von Don, der mir ein Rendezvous bei Dressel gibt. Plauderstunde, steht dabei. Ich glaube aber, diesmal wird er plaudern müssen; denn ich plaudere nicht. Es gibt Dinge, über die man nicht spricht, höchstens mit Ihnen, Mama Horn, und ich bin überzeugt, daß Sie und Fräulein Mila das noch besser wissen als ich. Meine gelben Glacés hab' ich seit heute morgen zu gewöhnlichen Straßenhandschuhen degradiert, und wenn ich nächstens meine Möbel bei Markiewicz erlöse und mir mein Junggesellenheim wieder aufbaue, dann werde ich sie zum Einklopfen der Nägel anziehen. Vielleicht helfen Sie mir ein bißchen einrichten, verehrte Frau; ich werde es durch artiges Benehmen und unveränderte Anhänglichkeit zu vergelten suchen.

Indem ich Sie bitte, mich Fräulein Mila in Freundschaft zu empfehlen bin ich Ihr ergebener

Philipp Wentgraf."

Milas Stimme war bei dem Vorlesen so leise geworden, daß die letzten Worte im Geräusch der Straße untergingen. Jetzt stand sie hastig auf, legte den Brief auf den Tisch und ging hinaus.

Die alte Frau wollte sie zurückhalten; aber sie unterdrückte noch schnell den Zuruf, den sie auf den Lippen hatte und ließ sie gehen. Nun saß sie allein in dem erhellten Zimmer. Sie hatte sich noch nie so einsam gefühlt; aber ihre Gedanken und Sorgen waren bei den beiden, für die sie alles tat und wirkte. Und als die Uhr schlug, die altmodische, vergoldete Stockuhr, die der Sanitätsrat Horn anno 1885 von Kaiser Wilhelm I. zum Präsent erhalten hatte, sechs helle Schläge und

nen; aber sie verwandte keinen Blick von dem dunkeln, mattglänzenden Selbstbild ihres Mannes.

VIII.

Der Türsteher riß den Flügel auf, Wentgraf tauchte unter den Portieren hindurch und trat in das Lokal. Es war noch ziemlich leer; vorn saßen zwei Offiziere, an einem andern Tisch ein paar exotisch blickende Herren und eine diamantensfunkelnde Dame. Wentgraf wandte sich nach hinten und nahm auf der Estrade Platz. Ganz im Hintergrund zirpte schon eine Geige, die Kellner legten neue Servietten auf, von dem Kronleuchter ging ein Glimmern aus, das Wentgraf während seines Fernseins von Berlin deutlich in der Erinnerung geblieben war.

Jetzt setzte hinten das kleine Orchester kräftiger ein, aber doch so diskret abgetönt, daß die Begleitmusik kein Gespräch störte. „Der lustige Chemann“, er erkannte ihn beim ersten Bogenstrich. Er lebte also immer noch, hatte sich zu Dressel geflüchtet. Ein ironisches Lächeln hob Wentgrafs blonden Bart. Das war ja das richtige Leitmotiv für ihn. Der Kellner fragte nach seinen Befehlen. Eine Flasche Chablis, die paßte zu dem Anlaß, die hatten sie früher schon bevorzugt.

Nun saß er und blätterte im „Kleinen Journal“, ohne zu lesen. Eine Schildkrötensuppe wurde vorübergetragen; seine Geruchsnerven vermittelten ihm die Erkenntnis, und er dachte unwillkürlich daran, daß bei Horns das Abendbrot kaum über die kalte Platte hinausgegangen wäre. Ein affektiertes perlendes Lachen drang an sein Ohr, und plötzlich stand Milas Bild vor ihm,

dann ein Surren der schwingenden Feder, da war ihr, als wäre sie nicht mehr allein, und sie sprach ganz laut in das leere Zimmer hinein:

„Ja, ja, Friz, ich bin noch da, und du kannst dich auf mich verlassen.“

Nur den goldenen Rahmen an der Wand, aus dem der Sanitätsrat Friedrich Horn mit seinen bebrillten Augen auf sie herabsah, konnte sie noch am Flimmern des Metalls erken-

er sah sie den Tee einschenken, ihm den Zucker reichen, die Zitrone schneiden und ihr liebes ernstes Lächeln. Da wurde ihm trüb zu Mut, und er faßte das Glas fester, schaute gedankenvoll hinein und trank es dann langsam aus. Der „lustige Ehemann“ hüpfte immer noch über die Saiten des blassen Geigers, der mit hohlen Augen über die Violine starrte und geziert das knochige Handgelenk zur Geltung brachte.

Als Wentgraf sich zurücklehnte, kitzelte ihn ein Blatt der hinter ihm aufgestellten Palme im Nacken, und ärgerlich schwenkte er den Stuhl zur Seite. . . . Jetzt hatten sie seinen Brief erhalten, er war dem Mädchen und der lieben alten Dame das Schreiben schuldig gewesen. . . . Was Don nur haben mochte? Na, noch eine Viertelstunde, dann war's ja so weit.

Es war ihm, als wären Tage vergangen seit dem Spaziergang im Tiergarten, der so kläglich gendet hatte. Er kam sich ordentlich älter vor, und er empfand eine geheime Scheu davor, Milas Gründen nachzuforschen. Er hatte das instinktive Gefühl, daß das nicht sein dürfe, und so oft die Gedanken zu der Ablehnung zurückkehrten, die er erfahren hatte, stets rief er sich selbst zur Ordnung. Sie hat ihre Gründe: ein Verhältnis ist es nicht, aber irgend etwas, das respektiert werden muß. Es ging ihm doch sehr nahe, der ganze Mensch war bankrott. Nun hatte er sich glücklich zu einem starken Gefühl durchgerungen, war unter die Oberfläche getaucht, hatte die zahllosen kleinen Ketten und Anhängsel, billige Gefühler aus dem Modebazar abgestreift, mit denen er sein Leben geschmückt hatte, und da war diese Selbstbefreiung umsonst. Das glückliche Eiland, das er in kühnem Drang hatte erschwimmen wollen, war ins Meer hinabgesunken, als er die Hand nach dem Strand ausstreckte, und er plätscherte zielloß, zwecklos im Wirbel, den die Katastrophe aufgewühlt hatte. Bei diesem Bild blieb seine Phantasie stehen, und melancholisch trank er seinen Wein. Ein bißchen Galgenhumor mußte ihm über die Nüchternung weghelfen, die ihm immer wieder das ganze Hirn ausräumte.

„'n Abend, Wentgraf, hast du lange gewartet?“

Donald nahm ihm gegenüber Platz, sie hatten das Tischchen für sich und waren ungestört.

„Ich habe dich erwartet, weiter nichts, und nun Prößtchen, alter Junge!“ erwiderte Philipp und tippte an das Glas, das er dem Freund gefüllt hatte.

„Aha, die alte Liebe!“ sagte Don und hob das Glas mit dem silberklaren Burgunder.

„Und die alte Freundschaft, Don!“ ergänzte Wentgraf.

In stillschweigendem Einverständnis stellten sie zuerst das Abendessen zusammen und unterhielten sich über dieses und jenes, leichte Tischgespräche, Reminiszenzen und Ausblicke. Als der Kellner die Krumen vom Tisch-

tuch gefegt hatte, räusperte sich Wentgraf und sagte: „So, nun mal was Solideres, einen alten Rheinwein, und dann kann's losgehen.“

Don ließ ihn gewähren.

Die Zigarren brannten, sie rückten unwillkürlich die Stühle näher und Wentgraf begann:

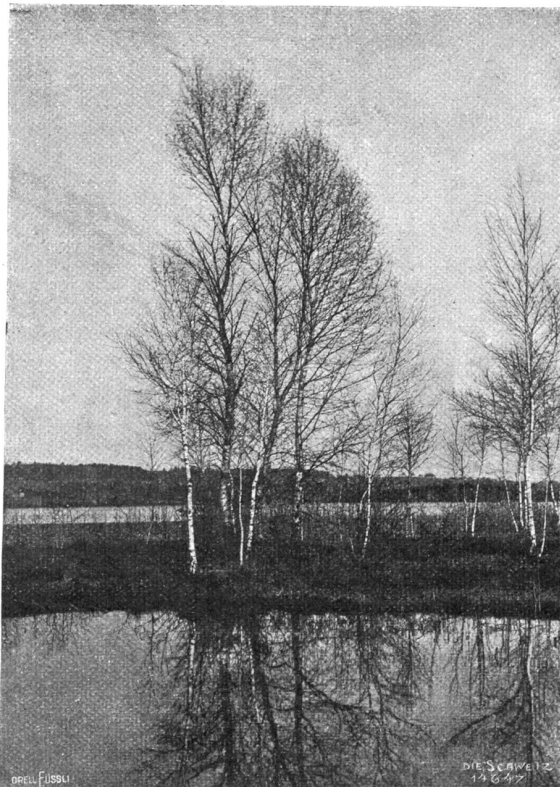
„Ne ernste Sache, hast du geschrieben. Ein bißchen viel für das erste Wiedersehen, seit du mich als Poitriarius nach dem Süden expediert hast. Aber ich bin wieder daheim und denke mir jetzt eine Existenz zu gründen. Vielleicht langt's zum Rechtsanwalt, wenn ich noch Energie genug habe, ins Staatsexamen zu steigen, und als unverbesserlicher Süddeutscher den Berlinern hell genug bin.“

„Ja, das ist wahr, Berliner Kinder sind wir beide nicht, trotz unserer Berliner Pennälerzeit,“ erwiderte Donald. „Apropos, ich höre, du hast auch noch andere Pläne. . . Pardon, ich will nichts gesagt haben.“

Die Mahnung der Mutter war ihm eingefallen, als er Wentgraf plötzlich die Stirn runzeln sah.

„Andere Pläne? Pläne hab' ich mein Lebtag gehabt, Pläne zu großen Romanen, Trauerpielen, Forschungsreisen, überhaupt zu allem Möglichen. Weiter bin ich nie gekommen. Passons là dessus!“

Sein Gesicht hatte sich nicht erhellt, und Donald bereute jetzt seine Unvorsichtigkeit, bereute sie doppelt, weil ihm die Frage auf der Zunge lag, was Philipp



Am Katzenssee bei Zürich. (Phot. George B. Treadwell, Zürich).

denn quäle. Er war doch Beobachter genug, zu wissen, daß Wentgraf Mila mit jenen zarten Aufmerksamkeiten umgeben hatte, die man nur derjenigen erweist, zu der einen eine tiefere Neigung zieht. Und heute der Tiergarten Spaziergang, Milas Befangenheit, die sie vergeblich unter der Miene vollkommener Gelassenheit hatte verbergen wollen . . . Er konnte der Versuchung kaum widerstehen, direkte Fragen an den Freund zu stellen. Wäre nicht seine eigene Sache zur Entscheidung gestanden, er hätte es sicher getan.

Wentgraf war der erste, der das wieder aufgekommene Schweigen brach.



Zu Isabelle Kaisers Gedichten: „Kindermund“.

„Nun, zu dir, Don! Die bewußte ernste Sache: also, entweder eine Kontrahage, das glaub' ich nicht, oder 'ne Finanzklemme, aber darüber bist du ja schon lange weg, oder aber die dritte Sache, von der man nur unter Brüdern spricht . . . Na, du weißt schon, was ich meine.“

„Ja, die dritte, Philipp, die ist's,“ erwiderte Don.

Wentgraf stutzte. Ein unerhörter Verdacht streifte ihn. Aber nein, sie waren ja Geschwisterkinder, Mila und Don! Und was hatte er dabei zu tun?

Da legte Donald die Zigarre beiseite und sah den Freund ernst an.

(Fortsetzung folgt).

✻ Kindermund ✻

Nachdruck verboten.

1. Das Gebet.

Das kleine Kind mit den großen Augen
Weiß nicht, wozu die Gewitter taugen:
Es liebt die Sonne, es liebt das Licht,
Doch Blitz und Donner, die liebt es nicht.
Und steigt der Morgen auf schwül im Sommer,
So wird das Kindchen schon still und frommer.
Wie angstvoll blaß sich sein Köpfchen neigt,
Wenn hinterm Mythen was Dunkles steigt!
Und rollt es dumpf in des Himmels Zonen,
Wo hoch auf Wolken die Engel thronen,
Es flieht zu mir hin in heller Pein:
„O Tantchen, 's wird ein Gewitter sein!“
Es wetterleuchtet am Oberbauen,
Der See ist schaurig grün anzuschauen,
Man hört ein Poltern und ein Gehämmer,
Und durch die Kluten ziehn weiße Lämmer.
„O Tantchen, hör', wie der Sturmwind weht!
's ist hohe Zeit, ich sag' mein Gebet!“ —
Ach! Später wird einst das Kind erfahren,
Wie scharf die Stürme mit uns verfahren!
Jetzt weiß sein Herzchen noch unschuldvoll,
Wie man den Herrgott anreden soll,
Und in des heulenden Sturmes Grimme
Tönt's mit gebietender Vogelstimme:
„Ich bin noch klein, und mein Herz ist rein,
Es sollten keine Gewitter sein,
Amen!“

2. Modern.

Ein Wunsch ist ihr erblickt im Traum der Nacht,
Und mit dem Wunsch ist Mimi klein erwacht.
Kaum ellenhoch, in ihrem weißen Kleide,
Knüpft sie ins Haar ein Band von roter Seide,
Eilt in den Garten, wo die Rosen stehn,
Und läßt vom Morgenwind ihr Haupt umwehn.
Dann blickt sie auf, geheimnisvoll erhaben,
Und sagt: „Ich weiß es, was ich möchte haben!“
Sie wühlt im Sand verlegen mit dem Schuh
Und deckt die Augen mit dem Ärmchen zu.
Nun geht das Raten an, ein helles Fragen;
Klein-Mimi horcht und mag nichts weiter sagen,
Schaut nach den Wolken, die auf Reisen gehn,
Als müßt' ihr Wunsch schon dort geschrieben stehn.
„Sag', Kindchen, ist es eine neue Puppe,
Willst Erdbeertorte heute statt der Suppe,
Begehrtst du Bücher mit viel Bildern drin,
Ein neues Märchen von der Königin?
Willst musizieren, daß die Saiten klingen,
Und ‚Weißt du, Mutterl, was i träumt hab?' singen,
Magst einen apfelgrünen Kakadu?
Ein graues Pferdchen oder eine Kuh
Mit einem Jodelbus und Silberglocken?“
Die Kleine schüttelt stets die wirren Locken
Und flüstert heiß und scheu: „Nein, was ich will,
Macht ‚Töf, töf, töf!' und heißt: Automobil!“

Isabelle Kaiser, Beckenried.

